



#1 BABYLON

Babylon, 547 v. Chr.:

Der Priester war zitternd vor dem Altar zusammengesunken. Vor den Mauern der noch jungen Stadt tobte eine gewaltige Schlacht. Tausende Babylonier waren schon in dem verzweifelten Kampf um ihre Stadt gefallen und es wurden mit jeder Sekunde mehr. Sie wussten nicht einmal, wer ihr Feind war. Sie konnten ihn nicht sehen, nicht verletzen. Sie waren in der Nacht gekommen und nur ihr beinahe unmenschliches Gebrüll und das Klirren ihrer Waffen war zu hören.

Mit einer Inbrunst wie nie zuvor in seinem Leben begann der Priester stumm zu beten. Ein Pfeil hatte sich in seinen Oberschenkel gebohrt, der abgebrochene Schaft vibrierte bei jedem Schlag seines sterbenden Herzens. Er betete zu jedem Gott den er kannte, rief in Gedanken jeden an, selbst jene, von denen er kaum mehr als den Namen wusste. In dem Moment als der Tempel von einem gewaltigen Schlag bis in die Grundfesten erschüttert wurde, schrie er das Götzenbild vor sich so laut er konnte an:

„Geliebter Anu! König des Himmels und Vater aller Götter, bitte hilf uns! Die Großen Sieben fallen in unsere Stadt ein! Hast du denn deine Kinder vergessen?!“

Ob ihm sein Gott eine Antwort geschenkt hätte, würde er nie mehr erfahren denn plötzlich zerschnitt ein helles Surren den Lärm und eine mit Stacheln bewehrte Keule zertrümmerte dem verzweifelten Priester den Schädel. Ein Schatten schob sich vor den Mond, groß und bedrohlich. Von der Keule in seiner Hand tropfte das Blut des toten Priesters. Der Schein der Fackeln schien nur widerwillig auf sein Gesicht zu fallen, kroch zögernd über die geschwungenen Lippen, die ein grausamer Zug umspielte. Es war ein groß gewachsener Mann mit wilden schwarzen Locken den man für außergewöhnlich schön halten könnte wenn nicht dieses eisige Feuer in seinen Augen lodern würde. Als er vor das Götzenbild des obersten Gottes Anu trat, umspielte ein spöttisches Lächeln seinen Mund.

„Nun, du scheinst es nicht für nötig zu halten, deinen Kindern in ihrer Not zur Seite zu stehen. Oder hast du endlich eingesehen, welch erbärmliches Pack sie sind?“

„Ihr mögt diese Schlacht gewinnen aber du, Vassago, und deine missratenen Brüder werdet meine Kinder niemals in die Knie zwingen können!“

Die Stimme war ohne Zweifel aus der Statue gekommen, doch das schien den olivhäutigen Mann nicht weiter zu beunruhigen. Er stieß einen verächtlichen Laut aus.

„Sie fallen wie die Fliegen und wir werden nicht einen von ihnen am Leben lassen. Hättest du so großes Vertrauen in sie wie du behauptest, warum eilst du ihnen dann nicht zu Hilfe?“

„Sie brauchen meine Hilfe nicht.“

„Dann werden wir sie auslöschen.“

Schweigen.

„Was bist du nur für ein Gott? Sitzt in deinem Himmelsschloss, zu feige um gegen uns anzutreten, genießt Speisen und Wein und lässt deine Schöpfung wie Vieh in ihrem eigenen Blut elendig ersaufen.“ höhnte Vassago. Aber die Statue Anus schwieg weiter, so dass er schließlich resigniert den Kopf schüttelte.

„Babylon wird heute Nacht fallen. Und du mit ihm. Endgültig und unwiderruflich. Was ist schon ein Gott ohne seine Sklaven, die ihn verehren?“

Mit diesen Worten drehte er sich um und trat aus dem Tempel, hinein in einen Schlacht deren Sieger von Beginn an festgestanden hatte...

Der Kampf hatte nicht mehr lange angedauert. Die wenigen Überlebenden Babylons hatten sich in die rauchenden Überreste der geschleiften Stadt geflüchtet als sie im Morgengrauen ihrer Feinde ansichtig geworden waren. Einige dieser dunkel gekleideten Krieger durchstreiften nun die Gassen und töteten mitleidlos jeden den sie fanden, Männer, Frauen, Kinder, niemand wurde verschont. Selbst jene, die auf Knien um Gnade flehten. Eine unheimliche Stille war aufgezogen, nur gelegentlich wurde sie von einem Stöhnen der Verletzten oder einem rauen Lachen der Belagerer unterbrochen. Vassago und seine sechs Brüder hatten die Vorratsspeicher geplündert und saßen nun zusammen auf einem der wenigen noch intakten Stücke der inneren Stadtmauer. Schweigend kauten sie auf Brot und Fleisch herum und beobachteten ihre Männer.

„Willst du wirklich niemanden am Leben lassen?“ fragte Dareios, der jüngste Bruder nach einer Weile mit vollem Mund.

„Hast du etwa Mitleid mit ihnen?“ schnappte einer der sechs, der ihm am nächsten saß.

„War doch nur 'ne Frage...“

„Was ist dir denn für eine Laus über die Leber gelaufen Kimaris?“ mischte sich jetzt auch Leraje ein.

„Wir waren viel zu nachsichtig mit ihnen! Haben ihnen einen schnellen Tod bereitet! Als ob sie das verdient hätten!“ Kimaris verzog angewidert das Gesicht.

Leraje wollte gerade etwas erwidern als Dareios urplötzlich wie von der Tarantel gestochen aufsprang und ohne ein Wort mit schnellen Schritten in Richtung des zertrümmerten Wachturms davon ging.

„Na toll, jetzt hast du's geschafft.“ grollte Leraje und wollte seinem jüngeren Bruder hinterhergehen und ihn beruhigen als dieser auch schon wieder zurückkam. In seiner Hand hielt er einen Fetzen Pergament. Er wedelte mit den Armen durch die Luft und schrie in beängstigender Lautstärke:

„GUCK MAL BRÜDERCHEN, WAS ICH GEFUNDEN HAB!“

Als er bei den anderen angekommen war, fuchtelte er begeistert mit dem Schriftstück vor Vassagos Nase herum. Dieser pflückte es aus seiner Hand und merkte erst nach einem Moment, dass er es falsch herum hielt. Mit einem Grummeln drehte er es um und vertiefte sich in den Text. Als er wieder hinter dem Pergament auftauchte grinste er breit. Blickte in die gespannten Gesichter um ihn herum und sagte nach einem Moment:

„Ihr glaubt mir nie, was hier steht!“

Er räusperte sich und las laut vor:

„Die Großen Sieben
Wütende Stürme, böse Götter
Unbarmherzige Dämonen sind sie
Sie heben den Kopf zum Bösen,
Jeden Tag zum Bösen
Bringen Dunkelheit von Stadt zu Stadt
Die Großen Sieben
Ein Orkan, der alles fort reißt
Werfen Finsternis über den hellen Tag

Verzweiflung und Tod bringen sie
Die mächtigen Zerstörer
Die Großen Sieben sind sie!“

Nachdem er geendet hatte sah er auf und blickte seine Brüder erwartungsvoll an. Einen Moment lang geschah nicht, dann -

„Die halten uns für Dämonen!“ murmelte Phenex fassungslos. Dies genügte, um den Bann zu brechen und kurz darauf lagen die stolzen Sieben im Staub und wälzten sich vor Lachen hin und her.

Die meisten Menschen neigen dazu, sich selbst zu wichtig zu nehmen, weshalb sie kaum ein Werk unsigniert lassen und zeitweise selbst fremde Ideen als die eigenen ausgeben. Merkwürdigerweise schien der Verfasser dieses, zugegeben für die sieben Brüder nicht gerade schmeichelhaften Gedichtes nicht über ein derart ausgeprägtes Ego zu verfügen, denn er hatte es in keinsten Weise gekennzeichnet. Das war insofern schlecht, als dass es Vassagos Neugier geweckt hatte und es ihn nun brennend interessierte, was das für ein Mensch war, der, ohne den Sieben jemals leibhaftig begegnet zu sein, ein solch schlechtes Bild von ihm und seinen Brüdern gewonnen hatte.

Zagan, der Zweitjüngste unter ihnen und ein unverbesserlicher Optimist äußerste den Gedanken, dass der Verfasser dieser Zeilen womöglich noch am Leben war und sich eventuell in den Überresten Babylons versteckt hielt. Obwohl der in der Regel ziemlich teilnahmslose Phenex sich ein zweifelndes Lächeln abrang und die anderen sich schon wieder in Lachkrämpfen wanden, entschloss er sich, dieser Überlegung nachzugehen, befestigte seine, mit scharfen Dornen aus zugespitzten Tierknochen besetzte Peitsche griffbereit am Gürtel, sprang mit einem gewagten Satz von der Mauer und verschwand in einer dunklen Gasse zwischen zwei brennenden Wohnhäusern. Einer seiner Brüder, der sich bis jetzt sarkastisch grinsend im Hintergrund gehalten hatte und dessen Name, der Vollständigkeit halber, Agares lautete, erhob sich nun ebenfalls und klopfte mit kräftigen Schlägen auf seine Oberschenkel den allgegenwärtigen Staub aus seiner dunkelbraunen Hose. Ohne ein Wort der Erklärung schickte er sich an, Zagan zu folgen, wurde aber von Kimaris' grollender Stimme aufgehalten:

„Kannst du mir verraten, wo du jetzt hin willst?“

Agares warf ihm einen schiefen Blick zu.

„Seit wann muss ich Rechenschaft darüber ablegen, wohin ich gehe?“

„Seitdem du es dir zur Gewohnheit gemacht hast, tagelang einfach zu verschwinden ohne uns vorher zu sagen wohin du gehst oder wenigstens eine Nachricht zu hinterlassen!“ knurrte Kimaris.

„Dir ist doch hoffentlich bewusst, dass ich kein Kind mehr bin, das nicht auf sich selbst aufpassen kann, oder?“ fragte Agares mit einem Stirnrunzeln.

„So zerschunden, wie du jedes Mal zurückkommst, wäre ich mir da nicht so sicher...“

Dieser Einwurf stammte von Phenex, der im Schatten eines Schutthaufens saß und kleine Steine über den Rand der Mauer warf.

Agares, der den Wahrheitsgehalt dieser Worte nicht abstreiten konnte, zuckte mit den Schultern und nestelte an seinen beiden Zwillingsschwertern herum.

„Naja, wie auch immer. Um dich zu beruhigen, Brüderchen...“ er nickte Kimaris zu, um ihm zu bedeuteten, dass er gemeint war, „Ich werde Zagan folgen und dafür sorgen, dass er sich nicht schon wieder verläuft. Du weißt ja wie es um seinen Orientierungssinn steht...“

Damit wandte er sich endgültig um, hangelte sich geschickt an hervorstehenden Steinen die Wehrmauer hinunter und tauchte wie ein Schatten in dieselbe Gasse ein, die zuvor Zagan benutzt hatte.

„Das hätte er auch gleich sagen können!“ murrte Kimaris und ließ sich schmolldend neben Vassago auf den Boden nieder.

„Wie wäre es, wenn du zur Abwechslung mal anfängst, dein Hirn zu benutzen?“ schlug sein ältester Bruder vor, ohne von dem Gedicht aufzusehen, das er noch immer in der Hand hatte und nachdenklich betrachtete. Sein Blick folgte den Zeilen so langsam und sorgfältig, als hätte er eine geheime Botschaft zwischen den Zeilen ausgemacht. Mit den Fingern fuhr er über die ausgefransten Ränder des Pergaments. Kimaris brummte etwas, das Vassago vorzog zu überhören und schloss die Augen.

Dareios hingegen, von Natur aus von unstillbarer Neugier beseelt, reckte den Hals, um ebenfalls einen Blick auf das Schriftstück zu erhaschen.

„Hast du was Interessantes entdeckt?“ fragte er Vassago nach einem Moment.

Dieser brauchte einen Augenblick, bis er auf die Frage reagierte – wie immer, wenn etwas seinen Geist fesselte.

„Nun ja, mehr oder weniger...“ sagte er langsam.

Jetzt war auch Leraje hellhörig geworden.

„Was meinst du?“ fragte er auf seine unnachahmlich beherrschte Art, die so leicht mit Desinteresse zu verwechseln war.

„Schwierig zu erklären... Ich habe irgendwie das Gefühl, dass dieses Gedicht so nicht vollständig ist...“

„Wie kommst du auf den Gedanken?“ wollte Dareios wissen. „Für mich hat sich das nicht so angehört...“

„Ich weiß nicht genau. Irgendetwas ist seltsam daran. Es kommt mir bekannt vor...“ murmelte Vassago.

„Vielleicht hast du es ja früher schon mal gehört? Wir sind in den letzten Jahren schließlich ziemlich weit herumgekommen.“

Vassago schüttelte nur den Kopf, eine auf das Äußerste reduzierte Bewegung: Rechts, links, zurück in die Ausgangsposition. Typisch für ihn.

„Oder es liegt daran, dass es sich do offensichtlich auf uns bezieht.“ schlug Leraje vor.

Vassagos Antwort bestand nur aus einem Blick.

Es folgte eine längere Stille, durchdrungen von Gedanken und Überlegungen und gelegentlich von spitzen, abrupt endenden Schreien aus dem Inneren der Stand durchschnitten. Kimaris war inzwischen eingeknickt. Derartige Diskussionen lagen ihm nicht und interessierten ihn noch weniger. Sein Kopf war nach vorn gesunken, so dass sein Kinn auf seinem gewaltigen, muskelbepackten Brustkorb ruhte, der sich in langsamem Rhythmus hob und senkte. Die langen, blonden Haare, ein wilde Mähne, die sein ganzer Stolz war und ihm den Beinamen „Löwe“ eingebracht hatte, bewegte sich sachte in einer aufkommenden Brise. Inzwischen war der Mond verblasst und das fahle Zwielflicht der Dämmerung kroch herauf.

Leraje bemerkte, dass Phenex verschwunden war. Allerdings lehnte sein sichelähnlicher Speer noch an dem Schutthaufen, in dessen Nähe er zuvor gesessen hatte, also konnte er nicht weit sein. So wie auch die anderen Brüder ließ er seine Waffen nicht zurück, wenn er vorhatte, länger fort zu bleiben, denn im Krieg waren die Waffen ihre Lebensversicherung.

Als nach einer Weile immer noch niemand ein Wort gesprochen hatte und Dareios ungeduldig von einem zum anderen blickte, erhob er sich schließlich mit mürrischer Miene.

„Also, wenn ihr euch gegenseitig zu Tode schweigen wollt, dann bitte. Mir ist das zu langweilig!“ nölte er.

Doch auch auf diese Beschwerde hin erbarmte sich einer der beiden ältesten. Sie starrten weiterhin Löcher in Luft und Erde.

„Wenn ihr mich ignoriert, dann kann ich auch gehen!“ motzte der kleine, sehnige Dareios und warf die Arme in die Luft. Es folgte wieder weder Zustimmung noch Widerspruch, also streckte er Vassago und Leraje die Zunge heraus und stapfte wütend davon.

Lerajes dunkelblaue Augen ließen ihm einen Blick folgen, der unmöglich zu deuten war.

„Also, Vassago, was denkst du wirklich?“ Aufmerksam wie immer hatte er natürlich sofort gemerkt, dass sein Bruder nicht alles ausgesprochen hatte, was er dachte.

„Nicht hier. Lass uns ein Stück gehen.“ sagte dieser leise mit einem Seitenblick auf den vor sich hin schnarchenden Kimaris.

„Können wir ihn hier wirklich allein lassen?“ fragte Leraje zweifelnd.

„Er hat wache Sinne, selbst wenn er schläft. So leicht kann ihn niemand überrumpeln, und falls doch, dann wird er sich zu verteidigen wissen. Außerdem werden wir nicht allzu weit entfernt sein.“

„Ganz wie du meinst.“ willigte Leraje schließlich ein.

Leise erhoben sie sich und machten sich auf die Suche nach einem Ort, an dem sie ungestört und, vor allem anderen, unbelauscht von Freund oder Feind reden konnten. Vassago hatte noch zuvor, ganz der große fürsorgliche Bruder, seinen Mantel über Kimaris gebreitet. Die Nächte in diesem Land, das beinahe völlig von Steppe und Wüste beherrscht war und in dem die Luft tagsüber vor Hitze flirrte, konnten bitterkalt sein.

Vor den Toren Babylons hatten sich kleine Gruppen der dunklen Krieger gebildet, da ein Großteil ihrer Gegner bereits ausgemerzt war und sie demzufolge nichts mehr zu tun hatten. Die Jagd nach den wenigen, die bis jetzt überlebt hatten, interessierte sie nicht.

Dieses Verhalten ist typisch für dieses Volk von Meuchelmördern dachte Vassago bei sich und ärgerte sich ein wenig über sie.

Aber auf der anderen Seite gibt es in diesem Teil der Welt niemanden, der sich besser auf die Kunst des Kampfes versteht.

Obwohl die Sieben mit ihrer Hilfe schon unzählige Städte geschleift hatten, traute Vassago ihnen nicht über den Weg. Ein Grundsatz ihres Stammes war, dass sie einem Herrn nur solange folgten, wie sich seine Interessen mit den ihren deckten. Sollte das nicht mehr der Fall sein, so wandten sie sich von ihm ab und es konnte durchaus geschehen, dass ihr ehemaliger Herr dieses Zweckbündnis mit dem Leben bezahlte. Vassago war dies durchaus bewusst gewesen, als er damals den Pakt mit ihnen schloss und war dennoch bereit gewesen, dieses Risiko auf sich zu nehmen. Er wusste, dass er, falls es so weit kommen sollte, in der Lage war, seine Brüder rechtzeitig in Sicherheit zu bringen und das war neben dem Verlangen nach Vergeltung, das er verspürte, das Einzige, was für ihn noch zählte.

Als Überlebende einer untergegangenen Kultur, die, obwohl friedfertig und harmlos, von Kyros II. höchstpersönlich als Bedrohung seiner Herrschaft zum Tode verurteilt und gnadenlos ausgelöscht worden war, war die Vernichtung des persischen Reiches ihre Art der Rache für den Tod ihres Volkes. Dabei machten sie keine Unterschiede zwischen Persern und Babyloniern, denn der Gott Anu hatte mithilfe seiner Priester Kyros den Weg geebnet.

Vassago schüttelte den Gedanken an den verräterischen Gott ab. Im Moment gab es Wichtigeres als die Erinnerungen an eine unheilvolle Vergangenheit. Leraje hatte einen Platz unterhalb eines Wachturmes entdeckt, an dem sie ungestört sein würden und war schon auf dem Weg dorthin. Er wollte erfahren, was sein Bruder über das Gedicht wusste, denn auch wenn er es sich nicht hatte anmerken lassen, so hatte es doch auch bei ihm eine Saite des Erkennens zum Klingen gebracht. Aber etwas war seltsam an dieser Erinnerung. Sie war fast wie ein Schatten, den man nur aus den Augenwinkeln wahrnimmt und der verschwindet, sobald man genauer hinsieht. Er bekam die Bilder in seinem Gedächtnis einfach nicht zufassen und hoffte, dass es Vassago nicht ebenso ging, denn sonst würde das Geheimnis, das dieses Gedicht umrankte, und die Ahnungen, die es in ihnen weckte, wohl für immer ein ungelöstes Rätsel bleiben.

Vassago hatte sich damit Zeit gelassen, Leraje zu folgen. Zum Einen, weil er seine Gedanken ordnen musste, bevor er mit ihm sprach und zum Anderen, weil er einfach nicht wusste, wo er anfangen sollte. Obwohl er wusste, dass sein kleiner Bruder seine Gefühle ausgezeichnet unter Kontrolle hatte, so würde er doch Dinge preisgeben müssen, die nicht nur beunruhigend, sondern auch schmerzhaft für Leraje sein würden und von denen Vassago gehofft hatte, sie niemals aussprechen zu müssen. Im Schatten des Wachturmes angekommen lehnte er sich gegen dessen kühle Steine und ließ seinen Blick den von der Sonne rot glühenden Horizont entlang streifen. Leraje tat es ihm gleich und wartete geduldig darauf, dass er zu sprechen begann.

Nach einer Weile des Schweigens fragte Vassago dann:

„Sag, Leraje...“

„Hm?“

„Erinnerst du dich noch an zuhause?“

„Verschwommen. Ich war damals noch sehr klein.“

„Ja, das ist wahr.“ Vassago warf ihm einen Blick zu und musste auf einmal lächeln.

„So schwächling, wie du damals warst, hätte wohl niemand gedacht, dass du einmal zu einem solchen Riesen werden würdest.“

Leraje lachte leise, ein angenehmes Geräusch.

„Ich bin nur eine halbe Hand breit größer als du, Vassago.“

„Und immer noch viel zu dünn für einen Krieger.“ fügte Vassago mit gespielterm Tadel hinzu.

„Für einen Bogenschützen sind Muskelberge nicht von Belang.“ antwortete Leraje mit ebenso unechtem Hochmut und zog seinen Köcher, der ihm lässig über die linke Schulter hing und seine kostbaren Pfeile enthielt, ein Stückchen nach oben.

Und dann, mit einem Augenzwinkern:

„Und für die Frauen ebenso wenig.“

Für einen kurzen Moment war Vassago sprachlos, dann mussten beide lachen, wenn sie es auch verhalten taten, um keine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Dann seufzte Vassago und strich sich eine seiner dunklen Locken aus dem Gesicht.

„Wie dem auch sei... Damals, schon bevor unsere Eltern geboren wurden, lebte eine Seherin in unserem Dorf. An ihren Namen kann ich mich nicht erinnern, vielleicht wurde er mir auch nie genannt. Sie war schon sehr lange bei uns und es gab kaum jemanden, der sich noch an eine Zeit ohne sie erinnern konnte. Als ich geboren wurde, war sie schon sehr, sehr alt und wie so viele Alte wurde sie im Alter immer verwirrter. Unsere Mutter“, ein dunkler Schatten huschte über sein Gesicht als er an die Verstorbene dachte, „kümmerte sich hingebungsvoll um sie. Die alte Frau war in jüngeren Jahren sehr begabt gewesen und hatte so Manchen vor schlimmem Unheil bewahrt aber zu dieser Zeit hatte sie schon lange keine Eingebungen mehr gehabt. Viele Schamanen waren gerufen worden, um ihre verirrte Seele zurückzubringen, doch ohne Erfolg. Es schien, als sei ihr Geist bereits gestorben und als hielte reiner Überlebensinstinkt ihren schwachen Körper noch aufrecht. Keiner glaubte mehr daran, dass ihr Verstand vor ihrem Tod noch einmal zurückkehren würde und mehr als einer fragte Mutter, wieso sie sich so für sie aufopferte, da sie doch noch ein kleines Kind und einen Ehemann zu versorgen hatte und außerdem inzwischen wieder schwanger war. Darauf pflegte sie stets die gleiche Antwort zu geben:

„Ich höre auf die Stimme meines Gottes und auf die meines Herzens.“

Ein paar Tage vor deiner Geburt, ich war gerade alt genug, um sprechen zu können und die meisten der Gespräche zwischen Mutter und Vater verstehen zu können, saß ich vor unserem Haus und zeichnete mit einem kleinen Stock Muster in den Sand. Es war einer dieser Tage, an denen die Hitze so groß war, dass kaum jemand seine Hütte verließ, wenn es sich vermeiden ließ, obwohl es schon früher Abend war und die Sonne ihren Zenit längst überschritten hatte. Vater war am Nachmittag aufgebrochen, um einen alten Freund, der außerhalb des Dorfes lebte, zu besuchen und würde erst spät in der Nacht zurückkehren und Mutter war im Haus zugange und erledigte einige ihrer alltäglichen Pflichten, was ihr durch ihre Schwangerschaft zunehmend schwer fiel. Ich erwartete nicht, dass ich gestört werden würde. Immer wieder verwischte ich meine Malereien mit der Sohle meines nackten Fußes, nur um wieder von vorn zu beginnen. So versunken war ich in mein Spiel, dass ich nicht merkte, wie jemand hinter mich trat. Erst, als sich plötzlich eine Hand auf meine Schulter legte, warm und leicht wie ein kleiner Vogel, zuckte ich zusammen, als hätte ich einen Schlag erhalten. Ich sprang auf und drehte mich um, in der Erwartung, meine Mutter vor mir zu sehen, die mich um Hilfe im Haushalt bitten wollte. Aber dort vor mir stand nicht sie, sondern die alte Seherin. Nachdem ich mich von meinem Schrecken erholt hatte, nahm ich sie am Arm und wollte sie wieder nach drinnen führen, aber sie rührte sich nicht, als wäre sie versteinert. Ich redete besänftigend auf sie ein und überlegte schon, ob ich Mutter zu Hilfe rufen sollte. Doch plötzlich sah die alte Frau mich an. Ihre Augen waren klar und dunkel und spiegelten den scharfen Verstand wieder, der hinter ihnen ruhte.

Du kannst dir vorstellen, wie mich das verschreckte. Ich kannte sie schließlich nur als die alte Verrückte, deren Blick stumpf und deren Worte verworren und zusammenhanglos waren. Dann begann sie zu sprechen. Ihre Stimme klang völlig anders, als ich es von ihr gewohnt war. Sonst war sie immer laut und ein wenig zu schrill gewesen, jetzt war sie leise, rau wie Sand und so tief, dass es mir einen Schauer über den Rücken jagte.

„Die Zeit des Untergangs rückt näher... Der Schakal hat Verrat gewittert, wo keiner ist und traut des wahren Verräters Maske aus Trug und Schein. Der Sohn der Wüste ist auf dem Weg hierher und er wird nichts zurücklassen als Tod und endlose Verwüstung. Noch zwei Monde wird er durch die Wüste eilen und alles vernichten, was sich ihm auch immer in den Weg stellen mag. Dieses Volk ist dem Tode geweiht!“

Ich war noch zu jung, um die wahre Bedeutung dieser Worte zu verstehen, doch ich verstand sehr wohl, was Tod und Verwüstung zu bedeuten hatten. Unter Tränen rannte ich zu meiner Mutter und erzählte ihr in erstickten Schluchzern, was ich soeben gehört hatte. Entsetzt lief sie nach draußen, doch als sie die Seherin erreichte, war diese wieder ganz die alte, verwirrt wie zuvor, und konnte sich an nichts mehr erinnern.“